Der Hausfreund

Zeitschrift für Gemeinde und Haus ✧ Organ der Baptistengemeinden in Polen

Nummer 11 | 17. März 1929 | 35. Jahrgang

Schriftleiter: A. Knoff Łódź, ul. Smocza 9a. Postadresse: A. Knoff, Łódź, skr. poczt. 342

Der „Hausfreund" ist zu beziehen durch den Schriftleiter. Er kostet im Inlande vierteljährlich mit Porto: 1—2 Ex. je Zl. 2.65, 3 u. mehr Ex. je Zl 2,25. Nordamerika und Canada jährlich 2 Dol. Deutschland Mk 8.

Postscheckkonto Warschau 62.965. Gaben aus **Deutschland** werden an das Verlagshaus der deutschen Baptisten, Cassel, für Rechnung des „Hausfreund" erbeten, aus **Amerika** und **Canada** an den Schriftleiter

Hoffnungslicht.

Klage nicht, wenn Leiden drücken;
Wenn der Trübsal Stürme weh'n,
Dann lernst du nach oben blicken
Und von dort die Hilf erfleh'n.
Treu führt dennoch Gottes Hand,
Sei der Weg auch unbekannt.

Darum muß uns Gottes Gnade
Wege führen, die du heut
Nicht begreifst, die doch gerade
Führen zu der Herrlichkeit.
Gottes oft verborg'ner Plan
Weiset dennoch himmelan.

Wenn die Freude uns umgaukelt,
Wenn die Lust im Herzen lacht,
Wenn Genuß zum Schlaf uns schaukelt,
Wenn das Leben sanft und sacht,
Wenn wir geh'n auf Blumenau'n,
Lernen wir nicht Gott zu trau'n.

Drum halt still in deinem Leide,
Klage nicht; vertraue fest!
Gott, der wandelt Leid in Freude,
Wenn du dich auf Ihn verläßt.
Hoff' auf Ihn, du wirst es seh'n,
Er läßt dich nicht untergeh'n!

Hoffnung, köstlich Siegeszeichen,
Präg dich tief dem Herzen ein.
Nimmer sollst du mir entweichen,
Stets mir Trost im Leiden sein.
Hoffnung! Gotteskraft und Licht!
Du hälst durch, wenn alles bricht!

A. Lutz.

Das Volk Gottes.

1. Petri 2,9.

Für den wahren Christen ist es lehrreich und trostreich, seine Bestimmung und seine Vorrechte zu kennen. Der Apostel kommt sehr oft darauf zurück; er will seinen vielgeprüften

Brüdern damit Trost und Mut einflößen und sie zu einem so hohen, berufswürdigen Leben ermuntern. Dieses „königliche Priestertum", von dem er schon V. 4. 5 redet, war eine zunächst der jüdischen Nation gegebene Verheißung, folglich auch auf die bekehrten Juden anwendbar. Nachdem aber das gesetzliche und vorbildliche Hohepriestertum durch Christum und Seine Opfer aufgehoben wurde, ist es geistlich in Ihm und allen Seinen Gliedern verwirklicht. Das Erste, sagt der Apostel, ist gefallen in Unglauben und Empörung, es hat den Eckstein verworfen; das Zweite seid ihr, die den ewigen Bau auf Jesum Christum aufbauen. Aber ihr seid nicht wie jene, durch ein besonderes Amt getrennt von dem Volke; sondern zugleich „das auserwählte heilige Volk des Eigentums." Das Wort: „auserwähltes Volk" findet sich in mehreren Stellen des Alten Testaments. Die Erwählung Israels als Volk Gottes wird ihm oft in's Gedächtnis gerufen, damit sein Stolz die Vorrechte, die es vor andern Nationen hat, nicht seinem eigenen Verdienst zuschreibe. Hier bezeichnet „Erwählung" zugleich den kräftigen Ruf Gottes an alle Christen, die Er von der Welt trennen wollte. Es ist das erste Kennzeichen, gleichsam der Anfangspunkt dieses hohen Berufes. Aber diese Erwählung ist nichts anderes als die Erfüllung des ewigen Ratschlusses Gottes, die Bestätigung des christlichen Charakters für alle diejenigen, deren Namen im Buch des Lebens geschrieben sind. Das Wort „Geschlecht", oder „Generation" begreift alle die, so von einem Stamm kommen. Ganz Israel war „die Nachkommenschaft Abrahams nach dem Fleisch" (Kol. 4,28), und durch ihre Geburt eine Familie, ein einziges Geschlecht. Christus, „die Wurzel Jesse," der höchste und wahrhaftigste Hohepriester, ist der Erstgeborne dieser Familie, und Alle, die Ihm angehören, teilen Seine doppelte Würde des Königtums und des Priestertums. „Er hat uns zu Königen und Priestern gemacht vor Gott, seinem Vater" (Offb. 1. 5. 6).

Welch ein Beruf des wahren Christen: als König siegen und herrschen über die Mächte der Finsternis, und über die Lüste des eigenen Herzens, deren Sklave er war! Es gibt nichts edleres auf der Erde, als eine Seele, in welcher der Geist Jesu Christi, dieses „großen Königs", wohnt und waltet; auch das geringste und niedrigste Herz wird von Ihm erhoben und gereinigt von aller Untugend.

Der Gläubige ist nicht nur König, er ist auch Priester, und wie dieser nicht ausgeschlossen von Gottes Gegenwart, wie es das Volk des alten Bundes war (Ebr. 4, 16. 21. 22).

Er besitzt geistlich alle Eigenschaften des Hohepriesters des alten Bundes. Der Hohepriester wurde durch Waschung und Reinigung zu seinem Amte geweiht; der Christ wird es auch, aber nicht mit Wasser, das ja den Schmutz seiner Seele nicht abwaschen kann. „Er hat uns gewaschen mit Seinem Blut," dies ist die Reinigung des Christen; dadurch hat Er uns zu „Königen und Priestern gemacht" Offb. 1, 5. 6), und zu unserem hohen Beruf zubereitet; wir können uns Gott nahen wie der Hohepriester dem Heiligtum. Ohne Opfer aber durfte er nicht vor Gott treten, und dies Opfer mußte stets wiederholt werden. Der Christ hat auch sein Opfer, aber es ist nur einmal gebracht, und öffnet ihm immer den Weg zum Thron der Gnade.

Endlich wurde der Priester gesalbt mit heiligem Oel. Der Gläubige ist mit dem Geiste Gottes gesalbt, von dem das heilige Oel das Sinnbild war. Schon der Name Christus und Christ: „der Gesalbte," weist auf diese göttliche Weihe hin; und kein Mensch oder menschlicher Befehl, sondern nur Gott allein kann sie erteilen. Ohne diese heilige Salbung bleiben die schönsten und reichsten Gaben, die der natürliche Mensch besitzt, eitel.

Der geweihte Priester durfte nur im schönsten Schmucke das Heiligtum betreten, zum Zeichen, daß es nicht mehr der sündige Mensch, sondern der gereinigte Hohepriester ist, der zu Gott kommt. Was sind aber alle diese Zeichen der Hoheit und Reinheit gegen den Schmuck und die Reinheit des Christen? und vor Allem gegen diese vollkommene Gerechtigkeit unseres Erlösers? Wir könnten diesen Vergleich durch alle Handlungen des Hohenpriesters verfolgen und zeigen, daß der Christ allein der wahre Hohepriester ist, weil er allein die „Gott wohlgefälligen geistlichen Opfer" darbringt. Und nun wollen wir noch über das „heilige Volk" und „das Volk des Eigentums" Einiges bemerken.

Das alte Testament enthält in der Tat besondere und strenge Vorschriften für die Priester, wodurch allem leiblichen Schmutze sollte vorgebeugt werden; und der Hohepriester trug auf seiner Brust ein Schild, auf dem die Worte eingegraben waren: „Die Heiligkeit Jehovahs."

Der geistliche Hohepriester soll daraus entnehmen, daß sein Wandel heilig und rein sein und er sich von aller Unreinigkeit der Welt ferne halten soll. Ach! die Sünde ist ein schreiender Widerspruch mit dem Priestertum, welches das Volk Gottes empfangen hat.

Und welch tiefer Sinn liegt in dem Wort: „Volk des Eigentums," oder wie es der Urtext nennt: erworbenes Volk, das um hohen Preis erworben wurde! Dieses Volk zum Eigentum zu erwerben hat Gott Seinen eigenen Sohn nicht verschont, sollte es Ihm nicht angehören? Alle Gläubigen sind Gottes Eigentum wie Er ihr Eigentum ist. Ja groß und herrlich ist es, ein Christ zu sein! ist die höchste Würde, das höchste Glück des Menschen; und doch wie selten wird es in seinem ganzen Umfang gekannt und gesucht! wie selten findet man diesen Edelmut der Seele, diese Reinheit des Lebens, die von einem Priester des lebendigen Gottes gefordert wird! Möchten wenigstens die, so durch den Glauben wissen, daß sie Teil haben an dieser Würde, den heiligen Vorsatz fassen, ihr gemäß zu leben; diesen Heiland zu lieben, der sie ihnen erworben, und dazu den Tod am Kreuz nicht gescheut hat!

Aus der Werkstatt.

In den letzten Monaten sind in vielen Gemeinden wieder Bibeltage und Evangelisationsversammlungen abgehalten worden, die zur Pflege und Förderung des geistlichen Lebens der Gläubigen und zur Buße und Bekehrung der Ungläubigen gedient haben. Bei solchen Veranstaltungen wird es so recht wahrgenommen, daß das Wort vom Kreuz noch seine alte göttliche Kraft besitzt, die einem und dem andern zu mächtig wird und ihn zu den Füßen Jesu bringt, wo er Vergebung seiner Sünden und Ruhe für seine Seele findet. Das sind Erquickungszeiten für den Prediger der Gemeinde, besonders wenn unter den Neubekehrten auch solche sind, die ihm schon lange und besonders am Herzen lagen, und für die er wiederholt fürbittend mit dem Herrn geredet und um ihre Rettung gerungen hat. Erquickungszeiten sind es aber auch für die Gemeinde, denn es werden Kinder mancher Familien oder liebe Freunde gerettet, die mancher Hindernisse wegen lange nicht zum Frieden kommen konnten. Können sie dann endlich sagen: „Mir ist Erbarmung widerfahren", so löst das Freude im ganzen Hause Gottes aus. Es ist auch der Freude wert, denn es bewegt ja auch die Engelscharen im Himmel zur Freude. Wir nennen solche Zeiten meistens „außergewöhnliche Zeiten" im Unterschied von den stillen Zeiten, in denen keine Bekehrungen vorkommen. Leider werden solche aber an manchen Orten immer seltener, und es steht zu befürchten, daß sie ganz aufhören können. Eigentlich aber sollten solche Zeiten in unsern Gemeinden nicht außergewöhnliche Zeiten sein, sondern normale, und außergewöhnlich sollten die heißen, die trocken und erfolglos sind. Der normale Stand der Gemeinden ist der, wenn dem Herrn Kinder geboren werden wie der Tau aus der Morgenröte. Dazu sind sie bestimmt, und dazu hat der Herr ihnen Sein Wort gegeben und Seinen Beistand zugesagt. Werden diese beiden Faktore recht verwertet und dem Geiste Gottes als drittem Faktor Raum gegeben, Seine belehrende, ermahnende, strafende, für den Kampf gegen Welt und Sünde ausrüstende, für ein wahres göttliches Leben heiligende und für ein treues Zeugen durch Wort und Wandel zubereitende Arbeit zu tun, so wird die Leucht- und Salzkraft der Gläubigen ihren Dienst zur Ehre Gottes und der Menschen Heil verrichten, und der Erfolg wird darin gipfeln, daß der Herr wird täglich hinzutun können zu der Gemeinde, die da selig werden. Das soll unser Ziel sein. Danach müssen wir trachten und alles, was uns daran hindern will, aus dem Wege räumen.

* * *

Der Auftrag Jesu: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende in seine Ernte", ist bei uns in Polen heute zu einem großen Bedürfnis geworden. Durch Tod und Auswanderung sind noch einige predigerlose Gemeinden hinzugekommen, so daß wir jetzt mindestens 15 frische Prediger in der Union nötig hätten, um alle Plätze zu besetzen, die unbedingt einen Missionsarbeiter nötig haben. Zwar haben wir die freudige Aussicht, daß von unserer Predigerschule im Juli 6 Brüder entlassen werden, die einige vakante Stellen ausfüllen werden, aber dann bleiben noch immer etwa [illegible] Stellen unbesetzt, die erst wieder nach 4 Jahren die Möglichkeit haben werden, Brüder von der Schule zu berufen. Wohl wird eine und die andere Gemeinde so lange nicht warten können und sich an einen Bruder wenden müssen, der in der Arbeit steht; dadurch wird aber dem allgemeinen Bedürfnis nicht abgeholfen, denn durch einen Wechsel des Arbeitsfeldes wird der Arbeitermangel wohl verschoben aber nicht behoben.

Auf den Aufruf des Predigerschulkomitees zum Eintritt fähiger und von Gott berufener junger Brüder, laufen die Anmeldungen auch nur sehr spärlich ein, so daß es scheinen will, als seien unsre Gemeinden verarmt an fähigen und willigen jungen Brüdern, die bereit sind, des Herrn Werkzeuge in Seinem Weinberge zu werden. Hängt das vielleicht mit der allgemeinen Gleichgültigkeit zusammen, die wie eine Kältewelle durch unsere Gemeinden zieht? Oder ist es gar die kärgliche finanzielle Lage der Prediger, die manchen zurückhält und ihn im irdischen Beruf beläßt, wo er sein reichliches Auskommen hat und nebenbei in den Zweigen der Gemeinde mithilft, so viel er kann, ohne von der Gemeinde abhängig und ihr verpflichtet zu sein? Es sei dem nun wie ihm wolle, wir haben jedenfalls mit der Tatsache zu rechnen, daß es in diesem Stück anders werden muß, wenn wir nicht unsre Gemeinden vergehen sehen wollen. Wo sollen wir aber beginnen, um zweckentsprechende

Arbeit zu tun und neues Interesse für die Arbeit im Weinberge des Herrn bei jungen Brüdern zu wecken, und denen, die in der Missionsarbeit schon jahrelang stehen, solche Lebensbedingungen zu schaffen, daß sie in der Arbeit bleiben können und nicht der materiellen Not wegen Nebenbeschäftigungen suchen müssen, oder, wo dies auch nicht möglich ist, sogar dem Gedanken Raum geben müssen, den Missionsdienst ganz zu quittieren und aus Verantwortlichkeit ihrer Familie gegenüber einen irdischen Beruf zu erwählen, der ihnen die Möglichkeit gibt, ihre Familien zu versorgen. Jesus sagt: „Bittet den Herrn der Ernte!" Und dies ist leider vielfach ins Vergessen gekommen, oder wird höchstens nur noch von solchen Gemeinden geübt, die predigerlos geworden sind und bereits den großen Nachteil der Predigerlosigkeit erkannt haben. Es wird jedenfalls auch der richtigste Anfang zur Behebung der berührten Mängel sein, wenn Gottes Volk das Werk Gottes in unseren Gemeinden mehr zum Gegenstand des Gebets machen und speziell auch für die Boten Gottes mehr und brünstiger eintreten wird. Das Gebet allein wird es freilich noch nicht machen, daß andere Zustände geschaffen werden, aber es wird doch der Anfang sein, an den sich alles andere anreihen wird, und wir werden wieder Gemeinden bekommen, in denen göttliches Leben pulsiert, und Prediger, die mit unbelastetem Herzen und frei von Nahrungssorgen die Botschaft vom Kreuze mit Freuden ausrichten werden.

Unsere Gebetsstunden.

In manchen Gemeinden fängt die Gebetsstunde an, ein ernstes Problem zu werden. Vielerorts wird die Gebetsstunde sehr vernachlässigt, was ein trauriges Anzeichen ist von einem niedrigen Stand des geistlichen Lebens. „Wenn hundert Prediger gefragt würden," schreibt ein Wechselblatt, „welche Versammlungen ihnen am meisten Sorgen bereiten, so würden ohne Zweifel die meisten antworten: Die Gebetsstunde." Und mancher Prediger fragt sich: Was kann ich doch tun, um der Gebetsstunde aufzuhelfen? Der Besuch der Gebetsstunde sollte allgemein besser sein. In manchen Gemeinden wird die Gebetsstunde fast nur von den Schwestern besucht, von den Brüdern sieht und hört man gar wenig. Das Gedeihen einer lebendigen Gemeinde hängt größtenteils davon ab, daß die Gebetsstunden gut besucht werden von den Brüdern und Schwestern, von Jungen und Alten. Wir können die Bedeutung der Gebetsstunden für das geistliche Gemeindeleben und für das Werk des Herrn nicht zu stark betonen. Jeder Prediger sollte die Förderung der Gebetsstunde zu einer ernsten Sache des Studiums und des Gebets machen.

In manchen Fällen könnte die Gebetsstunde dadurch gehoben werden, daß man mehr Abwechslung in dieselbe bringt. Man ist in ein ausgefahrenes Geleise, in ein unerbauliches Einerlei, in ein geisttötendes Formenwesen hineingeraten. Man befolgt in jeder Gebetsstunde dieselbe alte Routine: Gesang, Lesen eines Schriftabschnitts, Gebet, Gesang, Ansprache des Leiters, Gebet, Gesang, zuweilen auch Zeugnisse. Warum nicht einen neuen Weg einschlagen. Wenn irgend eine Versammlung frisch und munter und interessant geleitet werden sollte, dann ist es die Gebetsstunde. Der Leiter darf nicht mit einem langen Gesicht und mit einer kalten Grabesstimme vor die Versammlung treten. Prediger und Leiter mögen sich ernstlich fragen, ob ihre Gebetsstunden nicht gerade in dieser Beziehung leiden, ob sie es nicht versäumt haben, denselben ein immer neues, frisches, interessantes, anziehendes Gepräge zu geben. Wir sind davon überzeugt, daß an vielen Orten die Gebetsversammlungen um ein Bedeutendes gehoben werden könnten, wenn ein wenig mehr Leben, Frische und Energie in dieselbe hineingetragen würde von den Leitern.

Aber noch viel wichtiger als die Aeußerlichkeiten ist uns diese Tatsache: Zu einer lebendigen Gebetsstunde gehört ein geistlich lebendiges, ein betendes und zeugendes Volk. Ja, in manchen Gemeinden beklagt man sich über den schwachen Besuch der Gebetsstunden; nimmt man aber den geistlichen Zustand ihrer Glieder in Betracht, dann verwundert man sich nicht, daß diese kein großes Verlangen haben, die Gebetsstunden zu besuchen. Von Leuten, wie sie heutzutage vielfach „bekehrt" und in die Gemeinde aufgenommen werden, kann man doch kaum erwarten, daß sie ernste Beter werden. Oberflächlich bekehrte Leute, Glieder, die nie in die Erfahrung göttlichen Lebens hineingedrungen sind, haben kein Bedürfnis, das verborgene Gebet im Kämmerlein zu pflegen, und noch weniger, die Gebetsversammlungen zu besuchen. Man verliere doch diesen Punkt nicht aus dem Auge. Man wird mit demselben rechnen müssen, wenn man die Gebetsstunde aufbauen will.

Allein, wir dürfen die Sache da nicht liegen lassen. Vor allem sollten wir sorgfältiger sein in der Aufnahme der Glieder. Laßt uns darum

besorgt sein, nicht Zahlengemeinden, sondern Betgemeinden zu sammeln. Sehen wir darauf, daß nur wirklich wiedergeborene Leute, die eine wahre innere Heilserfahrung gemacht, aufgenommen werden in die Gemeinden, solche Leute die mit dem göttlichen Leben auch den Gebetstrieb empfangen haben, und tun wir dann, was wir können, um die Gebetsstunden einladend und anziehend zu machen, dann wird es besser werden in der Hinsicht in den Gemeinden.

Es sollten von Prediger und Gemeinde besondere Anstrengungen gemacht werden durch persönlichen Zuspruch und Fürbitte, die zu bewegen die Gebetsstunde zu besuchen, die es vor anderen nötig haben, nämlich die Lauen, die Trägen, die Schlafenden und Abgewichenen. Da eröffnet sich ein wichtiges Gebiet der persönlichen Seelenpflege für den Prediger. Gerade in einer betenden, frischen, geistvollen Gebetsstunde können diese Lauen und Eingeschlafenen heilsame Anregungen erhalten, gerade da kann ihnen ihr bedauernswerter Zustand in wirksamster Weise zum Bewußtsein gebracht werden.

Soll ein neues Leben in unsere Gemeinden einkehren, dann muß es zuerst in den verborgenen Gebetskämmerlein und in den Gebetsstunden anfangen. So lange man zufrieden ist mit den toten, geistlosen Gebetsstunden, wie man sie jetzt so vielfach in den Gemeinden findet, wird man keinen neuen Geistesfrühling erwarten können. In den Gebetsstunden muß es erst wieder lebendig werden. O Herr, wecke unter Deinem Volk wieder den Geist des Gebets!

Die ersten Christen.

1. Die Predigt des Evangeliums.

Niemals im ganzen Laufe der Weltgeschichte haben zwei so ungleiche Mächte einander gegenübergestanden wie das antike Heidentum und das junge Christentum, der römische Staat und die christliche Kirche. Wahrlich, hier steht das scheinbar Kleinste dem scheinbar Größten gegenüber. Vergegenwärtigen wir uns die ungeheure Macht, die im römischen Reich zusammengefaßt ist; denken wir nicht bloß an die materiellen Mittel des Staates, erinnern wir uns auch, daß das Heidentum das ganze Leben im Besitz hatte, den Staat und die Familie, das öffentliche und das häusliche Leben erfüllt, alle Bildung beherrscht, und vergessen wir nicht, welche zähe Kraft einem seit Jahrhunderten herrschenden Kultus innewohnt. Stellen wir dem die christliche Kirche in ihren Anfängen gegenüber, die von dem Allem gar nichts besitzt, weder Staatsmacht noch Schätze, weder Kunst noch Wissenschaft; ein kleiner Haufe nach dem Urteil der Welt ungebildeter Menschen, Fischer, Zöllner, Teppichmacher, die nichts haben als das Wort vom Kreuz, die Botschaft, daß der verheißene Messias erschienen ist, daß in dem Gekreuzigten und Auferstandenen das Heil da ist für alle Völker. Ja das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, klein und unscheinbar, ist gleich einem Sauerteige, wenig, verglichen mit der Masse des Mehls, aber es ist auch ein lebendiges Samenkorn, es ist auch ein umwandelnder Sauerteig, es trägt eine Kraft in sich, die nicht von dieser Welt ist und darum mächtiger als die ganze Welt.

Denken wir uns noch einmal Paulus auf dem Areopag in Athen. Ihn umgibt die Herrlichkeit der alten Welt, vor Augen hat er die schönsten Kunstwerke, die Griechenland geschaffen, die Propyläen, das Parthenon, die Meisterwerke eines Phidias, er hat, die alte Stadt durchwandelnd, die zahlreichen Tempel gesehen, die Altäre und Götterbilder und den Eifer, mit dem ihnen gedient wird, ihn umringen in den Schulen griechischer Weisheit aufgewachsene Philosophen, Epikurer und Stoiker, stolz auf ihre Weisheit, form- und redegewandt. Und doch tritt der jüdische Tepichmacher hin und predigt ihnen, daß das Alles nun einer vergangenen Zeit angehört, daß jetzt eine neue Epoche begonnen hat, und erbietet sich, ihnen etwas zu bringen, vor dem alle jene Herrlichkeit erbleicht, all ihr Gottesdienst sich nichtig erweist und all ihre Weisheit als Torheit. Dazu gehörte mehr als menschlicher Mut, dazu gehörte eine Freudigkeit, wie sie nur aus der Gewißheit hervorgehen konnte, in dem Evangelium eine Gotteskraft zu besitzen, die allen jenen Weltmächten gewachsen ist, wie derselbe Apostel dieser Gewißheit Ausdruck gibt, wenn er an die Korinther schreibt (1. Kor. 1, 25): „Die göttliche Torheit ist weiser, denn die Menschen sind, und die göttliche Schwachheit ist stärker, denn die Menschen sind."

Von Anfang an trägt das Christentum das Bewußtsein der Weltherrschaft und die volle

Gewißheit des Sieges über alle Weltmächte in sich. „Ihr seid das Salz der Erde, ihr seid das Licht der Welt!" hat der Herr zu den Jüngern gesprochen, und: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium allen Völkern", befiehlt Er ihnen scheidend. So gehen sie hin, Ihm die Welt zu erobern, dem sie gehört, und hegen keinen Zweifel, daß ihnen der Sieg zufallen wird. „Der bei uns ist, ist größer denn der in der Welt ist!" und „unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat!" ruft Johannes aus; und um zu zeigen, daß die Christen auch nach den Zeiten der Apostel mitten in dem nach menschlicher Ansicht so ungleichen Kampfe diese freudige Gewißheit festgehalt n haben, wird es genügen, an ein schönes Wort aus dem Briefe an Diognet zu erinnern: „Was im Leibe die Seele ist, das sind die Christen in der Welt. Die Seele erstreckt sich durch alle Glieder des Leibes, die Christen sind zerstreut durch alle Reiche der Welt. Die Seele wohnt zwar in dem Leibe, so wohnen die Christen in der Welt. Eingeschlossen ist die Seele in dem Leibe, aber sie hält den Leib zusammen; so sind die Christen in der Welt wie in einem Gefängnis, aber sie halten die Welt zusammen."

Freilich, was das Christentum der ganzen heidnischen Weltmacht entgegen zu setzen hat, das ist lediglich das Wort, das Zeugnis von Christo. Aber dieses Zeugnis wird gepredigt aus lebendigem Glauben heraus mit Beweisung des Geistes und der Kraft. Ihm zur Seite steht das Zeugnis des Lebens und Wandels als tatsächlicher Beweis für Alle, welche umwandelnde und erneuernde Kraft in dem Worte liegt. Die Predigt von der Liebe Gottes in Christo betätigt sich in der Uebung der Liebe zu den Brüdern, und was sie bekennen, das besiegeln die Christen im Leiden mit ihrem Blute. Ihr sollt zeugen von mir! das ist der Auftrag des Herrn an seine Jünger, und damit weist Er ihnen den Weg, die Welt zu überwinden. Zeugen sind auch die ersten Christen gewesen, und zeugend von Christo mit dem Wort und mit dem Leben, in ihrem Lieben und Leiden haben sie den Sieg gewonnen, oder vielmehr: Er selbst hat gesiegt durch Seine Zeugen.

In den römischen Katakomben findet sich unter den ältesten Bildwerken, die gewiß noch dem zweiten Jahrhundert angehören, eine Darstellung der Wasserspende in der Wüste, wie Moses mit dem Stabe den Felsen schlägt und ringsum das Volk mit Schöpfgefäßen sich an das hervorquellende Wasser herandrängt. Das Bild ist ohne Zweifel ein Reflex des Eindrucks, den die Predigt des Wortes damals machte In der dürren Wüste des Heidentums, da sie so lange nach Wasser gesucht und gegraben hatten und zuletzt daran verzweifelt waren, welches zu finden, sprudelte nun wieder frisch der Brunnen des lebendigen Wassers, das in das ewige Leben quillet. und so manche nach Wahrheit dürstende Seele unter den Heiden, so Mancher, der in den Schulen der Philosophie, in den Tempeln der verschiedensten Götter oder in den Bethäusern der Juden nach Wahrheit gefragt, fand hier seine tiefste Sehnsucht gestillt.

Wir besitzen einige Bekehrungsgeschichten von Heiden, die zwar nicht der allerersten Zeit angehören, die aber doch recht geeignet sind uns zu zeigen, welchen Eindruck die christliche Wahrheit auf empfängliche Gemüter machte, und auf welchem Wege sie zur Wahrheit kamen. Die eine findet sich in einem romanartigen Buche aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts, den sogenannten Klementinischen Homilien, wo angeblich Klemens von Rom uns seine Geschichte erzählt. „Von Kind auf," berichtet er, „dachte ich viel an den Tod und was nach dem Tode wohl sein werde Auch die Fragen beschäftigten mich, ob die Welt geworden sei? und was gewesen, ehe sie wurde? So besuchte ich denn die Schulen der Philosophen, um dort Antwort auf jene Fragen zu finden. Da sah ich aber nichts, als daß sie Lehrsysteme aufbauten und wieder niederrissen, hörte nichts als Streit und Zwietracht, künstliche Schlüsse und Beweisführungen. Bald siegte die Behauptung: Die Seele ist unsterblich! bald die entgegengesetzte: Sie ist sterblich! In jenem Falle freute ich mich, in diesem war ich traurig. Ich überlegte mir, daß die Behauptungen nicht nach ihrer inneren Wahrheit oder Unwahrheit, sondern nur nach den größeren oder geringeren Kräften der Disputierenden wahr oder falsch erschienen Ich seufzte aus tiefster Seele, daß sich so nichts Gewisses entscheiden lasse, und konnte die Traurigkeit nicht los werden. Dann wieder sagte ich mir: Was mühe ich mich unnütz ab? Wenn ich nach dem Tode nicht sein werde, so brauche ich mich doch jetzt, da ich noch bin, nicht darüber zu grämen. Ich will

die Traurigkeit aufschieben bis dahin, daß ich nicht mehr sein werde, und dann also auch nicht traurig. Wenn ich aber sein werde, was soll ich mich jetzt grämen? Aber gleich kam mir wieder ein anderer Gedanke. Ich fragte mich: Werden dort nicht Qualen über mich kommen, größer als die jetzigen? Wenn ich nicht fromm lebe, werde ich dann nicht leiden müssen? Aber das Alles ist ja nicht wahr, warf ich ein. Wenn es nun doch wahr wäre? Jedenfalls sagte ich mir, ist es das beste, fromm zu leben. Aber nun wußte ich wieder nicht, was dazu gehöre, was Gott angenehm sei. Ich fand nichts gewisses und konnte meine Seele nicht beruhigen. Was soll ich machen? ich will nach Aegypten gehen und einen Hierophanten bitten und mit vielem Golde bewegen, daß er mir einen Toten beschwört und erscheinen läßt, und ich mich so durch den Augenschein überzeuge, daß die Seele unsterblich ist." Von diesem Entschluß bringt ihn jedoch ein befreundeter Philosoph wieder ab, da es die Götter hassen, wenn die Toten beunruhigt werden. So ist Klemens denn ganz ratlos, bis er von dem Auftreten Christi und Seiner Apostel hört und sich aufmacht, diese zu suchen. Er findet zuerst den Barnabas, und das ist ihm das Merkwürdigste bei dessen Predigt, daß Barnabas sich um die Einwürfe der Philosophen, ihre subtilen Fragen und ihren Spott über seine kunstlosen und unlogischen Reden gar nicht kümmert, sondern ruhig fortfährt, die Tatsachen des Lebens Jesu und Seiner Werke zu bezeugen, und sich dafür statt aller künstlichen Beweisführungene einfach auf Zeugen beruft. Nachher findet er den Petrus, erhält von diesem gewisse Antwort auf seine Fragen und wird Christ. Das ist zwar alles nur Dichtung, aber die Farben der Darstellung sind gewiß dem Leben entnommen, und was Klemens hier im Roman von sich selbst erzählt, ist ohne Zweifel die wirkliche Geschichte Vieler. (Fortsetzung folgt)

Aus dem Buch der Vergangenheit.

Erzählung von N. F.

Fortsetzung.

Die Witwe Eichner war damals, als ihr Sohn fortging, eine Frau gegen fünfzig Jahre gewesen. Ihren Mann, der ein Schreiner war, hatte sie früh verloren. Das Häuschen „in der Grube," war sein gewesen von den Eltern her, und als er, ein geschickter, fleißiger und frommer Arbeiter, sie geheiratet, da hatte sie mit Danksagung gegen Gott ihr Glück gepriesen. Aber es kam anders als sie gedacht. Nach zwei Jahren schon entwickelte sich bei dem Mann eine Brustkrankheit, woran er langsam dahinsiechte. Als er starb, war der Martin etwa drei Jahre alt.

Der Junge hatte von Kind auf einen harten und steifen Sinn, den die sanfte, stille Frau nicht zu brechen vermochte. Dabei war sein Dichten und Trachten von jeher ins Weite gerichtet, er wollte etwas werden und erreichen, mehr als andere. Für das ruhige Genügenlassen an dem, was da ist, wie es der Mutter Wesen war, hatte er kein Verständnis.

Kaum daß sie ihn vermochte, des Vaters Handwerk zu lernen, und ungern, ja mit Murren ertrug er die harte und doch so heilsame Zucht bei einem strengen Meister. Und sobald diese Zeit überstanden, da war kein Helfen und Halten mehr, er setzte seinen Kopf daran, daß er nach Amerika oder Australien käme. In der alten Umgebung der Kleinstadt, wo er geboren und aufgewachsen, konnte er es nicht mehr aushalten. So mußte sein Mütterchen ihn denn ziehen lassen mit viel Seufzen und Grämen.

Es dauerte recht lange, bevor ein Brief kam. Er schrieb nur kurz und eilig, vertröstete auf einen zweiten Brief, jetzt könne er noch nicht viel berichten. Dennoch sind viele Tränen auf die wenigen Zeilen des Briefes geflossen, und an mancher Stelle ist die Schrift davon ausgelöscht worden.

Der zweite Brief kam ein halb Jahr später. Er brachte insoweit günstige Nachricht, daß Arbeit genug zu finden und gut gelohnt werde. Martin arbeitete für eine große Möbelfabrik nichts als Stuhlbeine. In Amerika wird die Arbeit bis ins einzelnste zerlegt und geteilt.

Noch ein zweiter Brief ging im folgenden Jahre ein. Danach verstummte der Schreiber ganz. Diese drei Briefe hat die Witwe an drei verschiedene Stellen ihrer Bibel gelegt, und es verging nicht leicht ein Tag, an welchem sie nicht die eine oder andere Stelle aufschlug, erst das betreffende Bibelwort las und dann ihre Augen auf den verblaßten Schriftzügen

des Briefes ruhen ließ. Den Inhalt kannte sie ja längst auswendig. Der erste Brief lag im ersten Buch Moses beim 22. Kapitel, und bei den Versen, wo Gott von Abraham das Isaaksopfer fordert, steckte eine Knopfnadel. Der zweite Brief lag im 2. Buch Samuelis, daselbst beim 18. Kapitel, bei dessen letztem Verse wieder eine Nadel steckte, denn da steht geschrieben, wie David, der König, traurig ward und ging hin auf den Saal im Tor und weinte, und im Gehen sprach er also: „Mein Sohn Absalom! mein Sohn, mein Sohn Absalom! Wollte Gott, ich müßte für dich sterben! O Absalom, mein Sohn! mein Sohn!" Der dritte Brief lag im Neuen Testament, und zwar in dem hochberühmten 15. Kapitel des Evangeliums Lukas, und da steckte die Nadel bei dem Verse, womit die Geschichte vom verlorenen Sohn schließt, der lautet: „Denn dieser mein Sohn war tot, und er ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wiedergefunden."

Also war denn die Liebe dieses Mutterherzens von der echten Art, die da alles glaubt, alles hofft und alles duldet.

Im übrigen führte denn nun die Witwe Eichner alle die Jahre hindurch ihr Leben in aller Stille, in Ehrbarkeit und Gottseligkeit. Die Leute hatten sie gern, und man rief sie oft, wo Krankheit in den Häusern der Menschen einkehrte und wo Sterbefälle eintraten. Sie hatte einen leisen Schritt, eine linde Hand und eine liebe Stimme. Das tut wohl in schwerer Zeit und in den Tagen, von welchen wir sagen, sie gefallen uns nicht. Von ihrem eigenen Kummer sagte und beklagte die Frau den Menschen gar nichts, desto mehr redete sie davon mit Gott.

Als die beiden kleinen Mädchen im Nachbarhause beim Meister Eberle haranwuchsen, da besuchten sie bald die Witwe in ihrem Häuschen. Der Meister hatte seine Frau auch frühe verloren, da sah er's gern, wenn die beiden kleinen Dinger unter der guten Obhut der Frau Nachbarin waren, bei ihr das Stricken lernten und allerlei anderes weibliches Tun. Und für die einsame Frau waren die Kinder wie Sonenstrahlen und Balsamtropfen.

Beide Nachbarhäuser hatten nach hinten zu ihre Gehöfte, der Schmied einen großen, woran auch noch ein Garten stieß; die Witwe nur einen ganz engen, etwa zehn Ellen im Geviert, da stand ein einziger Fliederstrauch mit einem sehr einfachen Holzbänklein darunter. Das Bänklein hatte der Martin als Junge gemacht, indem er vier Pflöcke in die Erde getrieben und ein Brett darauf genagelt. Beide Höfe waren durch einen geteerten Bretterzaun von einander getrennt, der war so niedrig, daß erwachsene Leute darüber wegsehen konnten, und kleine vierjährige Mägdlein, wenn sie sich mit den Händen in die Höhe zogen und auf den Fußspitzen standen, eben darüber wegsehen konnten. Wenn nun die Witwe Eichner im Sommer auf dem Bänklein unter dem Fliederstrauch saß und am Spinnrad den Faden zog, dann lugten alsbald die kleinen Köpfe über den Bretterzaun, ein blonder und ein brauner, und riefen einstimmig: „Dürfen wir kommen?" Und sofort trat die Frau mit ihrem Gesicht heran und hob sie herüber, eins nach dem anderen, zuerst die Hanna und dann die Lore, und hieß sie mit ihrer milden Freundlichkeit willkommen. Lore, die Jüngste, trippelte dann immer vor Ungeduld und wollte zuerst hinüber. aber der Aeltesten gehörte das Vorrecht, und davon ward nicht abgegangen. Als sie älter wurden, kletterten sie auch wohl ohne Hilfe über den Zaun.

Drüben war alles viel schöner als zu Hause. Der Hof war freilich viel enger, aber das war eben köstlich; in der Weite verlieren sich die Kinder, und in der Enge fühlen sie sich gemütlich. Dann lag hier in der Ecke ein großer Sandhaufen, worin sich die schönsten Parkanlagen machen ließen. Dann waren die Puppen hier viel artiger als zu Hause, saßen im Sande aufrecht und gerade, ohne umzufallen. Und was das Schönste war, Mutter Eichner wußte so herrliche Geschichten zu erzählen. Geschichten und ein Honigbrötchen, darüber ging den Kindern nichts. Dann holten sie sich zwei niedrige Holzschemel herbei, die immer am bestimmten Platz für sie bereitstanden; da saßen sie denn zu den Füßen der Witwe unterm Fliederstrauch, und sie erzählte eine Geschichte nach der anderen, und das Spinnrad ging dabei seinen leisen Gang, und der Flieder streute seine weißen Blütensterne; bisweilen kam auch ein Vöglein, drehte neugierig das Köpfchen nach der Versammlung da unten, zirpte oder flötete ein wenig und flog wieder davon.

Die blonde Lore war zuerst des Sitzens müde, dagegen der Hanna ward's nie zu viel, und wenn der Abend kam, trennte sie sich mit Seufzen. Aus den Kindern waren nun schon

große Mädchen geworden. Nach wie vor gingen sie bei der alternden Nachbarin aus und ein, Hanna aber war dort wie zu Hause, und es verging kein Tag, daß sie nicht eine Unterhaltung dort hatte, bald länger, bald kürzer.

Ihr vertraute denn auch die Witwe das Leid ihres Lebens. An stillen Sonntagnachmittagen pflegte sie wohl hinauszugehen, wo am Brunnen vor dem Tore die Linde stand, und unter der Linde die steinerne Bank. Die Bürgersleute waren in den Gärten, und das junge Volk strömte weiter hinaus. So hörte man denn in der sommerlichen Ruhe nur den Brunnen rauschen und die Vögel in den Zweigen.

Zuweilen traf es sich denn wohl, daß Hanna sich an den Arm der lieben Frau Nachbarin hing und mit hinauspilgerte zu dem Plätzchen vorm Tor. Da war der Frau das Herz aufgegangen, und dem aufhorchenden Mädchen waren die Augen naß geworden, denn trotz ihrer Jugend verstand sie die heilige Kunst, zu weinen mit den Weinenden.

Und als es nun mit der einsamen Frau zum Sterben kam, da ist auch keine andere bei ihr gewesen, als die Hanna aus der Schmiede. So hat sie auch das Geheimnis der Bibel erfahren, das sonst kein Auge gesehen, als nur das A ge Gottes, und sie wußte es nun wohl, wo die drei Briefe lagen, und wo die drei Knopfnadeln steckten. Denn es waren die letzten Worte, womit die sterbende Frau sich tröstete; und nachdem Hanna ihr vorgelesen aus Lukas 15: „Dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren, und ist wiedergefunden,“ da ist die arme Frau still entschlafen, wie eine Flamme ausgeht, die kein Oel mehr hat, und niemand durfte ihr die Augen zudrücken, sie hatte sich zuletzt wie zum Schlafen zurechtgelegt.

Das Mädchen, das dabei stand, aber dachte: „Nun hat der Herr es selber getan, da der einzige, der es hätte tun müssen, nicht zur Stelle war.“ Die Bibel mit den drei Briefen und den drei Nadeln trug Hanna sogleich in die obere Stube, die noch immer „Martins Stube“ hieß, und legte sie aufgeid lagen auf die Kommode. So hatte die Sterbende es ausdrücklich gewünscht, und das Mädchen hatte es ihr versprechen müssen. „Denn“ hatte sie gesagt,“ „er muß sie gleich finden, wenn er wiederkommt.“ Fortsetzung folgt.

Verschiedenes.

Indische Heiratssitten.

Eine der merkwürdigsten Sitten die noch in Indien existieren, besteht darin, daß die älteste Tochter einer Familie an einen Baum oder an eine Blume verheiratet wird. Es gibt ein Gesetz unter den indischen Kasten, nach dem die jüngere Tochter in einer Familie nicht heiraten darf, bevor die ältere einen Mann gefunden hat. Nun kommt es aber bisweilen vor, daß eine jüngere Tochter einen Bräutigam findet, während die ältere Tochter noch ledig ist. Um nun der jüngeren nicht die Möglichkeit des Eheglücks zu versagen, nimmt man zu einer List die Zuflucht, durch die das Gesetz erfüllt und zugleich umgangen wird. Die älteste Tochter wird dann durch eine feierliche Zeremonie mit einem Baum verheiratet oder mit einer großen Blume. Dabei muß man aber auch gewiße Vorsichtsmaßregeln beobachten. So darf z. B der „Bräutigam“ ein Pflaumen- Apfel- oder Aprikosenbaum sein, denn von diesem Baum kann die Vermählte später wieder geschieden werden, wenn sie späterhin wünscht, noch einen menschlichen Ehegemahl zu nehmen. Würde sie aber an eine Ulme, eine Pinie oder an eine Pappel verheiratet werden, so könnte sie niemals wieder heiraten, denn das sind heilige Bäume, die man nicht dadurch beleidigen darf, daß man die ihnen einmal angetraute Braut wieder von ihnen trennt.

Verschiedene Ruhelager.

Interessant ist es, zu sehen, wie ganz verschieden sich verschiedene Völker ihre Nachtruhe bequem zu machen versuchen. Die Europäer und Amerikaner müssen, um gut zu schlafen, ein weiches Kissen unter dem Kopfe haben; der Japaner hingegen, der sich auf eine Binsenmatte ausstreckt, legt einen harten, viereckigen Holzblock unter seinen Kopf und kann ohne ihn nicht gut schlafen. Der Chinese macht viel Wesens von seinem Bett, welches sehr niedrig, in der Tat kaum höher ist als der Fußboden; aber das Holz ist oft mit kunstvollen Verzierungen versehen. Dagegen denkt er nie daran, sein Lager aus weicherem Material als Binsenmatten zu machen. Während die Leute mehr nördlicher Länder beim Schlafen genug Raum brauchen,

um sich gehörig auszustrecken, rollen sich die Einwohner vieler tropischen Länder zusammen wie die Affen und liegen so an einem Ende einer Hängematte. Sie schlafen in dieser Lage fest und gut. Der Altrusse schläft am liebsten oben auf dem großen Seifensteinofen in seiner Hütte Wenn er dann des Morgens von seinem heißen Bette aufsteht, nimmt er gern ein kaltes Bad in einem Fluß. Der Lappländer kriecht bis über den Kopf in einen Sack von Renntierfell, und darin schläft er warm und behaglich. Der Ostinder braucht auch zwar einen Schlafsack; aber derselbe ist nicht so dicht wie der des Lappländers. Sein Sack soll mehr dazu dienen, die Stechfliegen abzuhalten als den Schläfer zu erwärmen.

Die E findung der Taschenuhr.

Peter Henlein, ein junger Mann, floh, sein Leben zu retten, denn er war beschuldigt worden, in einer Herberge einen alten Mann, d.r ebenfalls wie Henlein zur Schlosserzunft gehörte, erschlagen zu haben. Ein Pöbelhaufen war Peter auf den Fersen, aber der junge Mann erreichte noch zeitig genug ein Kloster, wo ihm die schwere Tür geöffnet wurde. Er war gerettet. Der Leiter des Klosters nahm sich des jungen Mannes an und sagte zu ihm, um ihn au seinem Trübsinn aufzurütteln: „Das Leben ist uns gegeben, daß wir die Welt besser verlassen, als wir sie gefunden haben."

Henlein machte sich daran, die alte Klosteruhr in Ordnung zu bringen, die seit Jahren die Zeit nicht mehr richtig angezeigt hatte. Der Klostervorsteher, überrascht über die Kunstfertigkeit des jungen Schlosserlehrlings, sagte zu ihm, warum er nicht dara gehe, eine Uhr zu schaffen, die man in der Tasche bei sich führen könne, wie ein junger Engländer eine Tischuhr erfunden habe. Peter nahm die Herausforderung an und verschaffte sich die Zeichnung einer Tischuhr aus England. Monatelang saß Peter ruhig in seiner Werkstätte, wo er unverdrossen sein Ziel verfolgte: die Welt mit einer Taschenuhr zu beglücken. Endlich war sie fertig. Doch war es keine Uhr, wie man sie heute trägt. Sie war ganz aus Eisen, ohne Glas, mit einem Zeiger, besaß die Form eines runden Kessels, mit einem Ring zum Tragen versehen, das Zifferblatt an der Seite maß einen halben Fuß im Durchmesser, und der Preis betrug ein kleines Vermögen. Natürlich war sie nicht sehr zuverlässig, denn der Unterschied betrug eine Stunde den Tag; aber dennoch war es die erste Uhr, die man bei sich tragen konnte, wenn auch noch nicht in der Tasche.

Als nach fast zwei Jahren die Uhr fertig war, machte Peter sie im Jahre 1504 seinem Gönner zum Geschenk. Doch mit klarer Stimme wandte dieser sich an Peter Henlein und sagte: „Mein Sohn, ich nehme dieses kostbare Geschenk an." Dann seine Augen emporhebend, rief er aus: „Nicht für uns, nicht für uns, o Herr, sei dies wunderbare Geschenk, sondern zu Deiner Ehre und zum nützlichen Gebrauch all Deiner Knechte während der kommenden Generationen."

Wie die Chinesen ihren Tee kochen.

Da der Chinese weder im Hause noch in Gesellschaft ohne seinen geliebten Tee sein kann und doch nicht überall sofort alle Zutaten zu seiner Bereitung zur Verfügung stehen, so führt er stets ein Tee-Ei aus Ton, oder wenn er reich ist, aus Gold bei sich, ebenso einen Beutel voll Teeblätter, und nun bedarf es nur einer Kleinigkeit kochenden Wassers, um sich seinen Labetrunk selbst bereiten zu können. Nie würde er sich dabei eines Wassers bedienen, welches schon längere Zeit am Feuer gestanden hat, sondern er nimmt zu jedem Aufguß frisches, klares, „lebendes" Wasser, wie er es nennt, bringt es schnell zum Kochen, brüht über das Tee-Ei, läßt dieses höchstens fünf Minuten ausziehen und zieht es dann schnell aus der Flüssigkeit, die er ohne Zucker trinkt. Der Teetopf, welchen er im Hause zum Bereiten seines Lieblingsgetränkes benützt, wird niemals ausgewaschen, sondern nimmt für ihn an Wert zu, je dunkler und dichter der braune Niederschlag und Ansatz in seinem Innern wird.

Verschwindende Inseln.

Vor einigen Jahren erregte das Verschwinden der Osterinsel berechtigtes Staunen; aber so ganz selten ist es nicht, daß plötzlich eine Insel vom Meer verschluckt wird. Verschiedene Beispiele der Art lassen sich aus dem letzten Jahrhundert angeben. So berichtete 1841 Kapitän Dougherty von einer Insel, die er halbwegs zwischen Neuseeland und Kap Horn gesichtet hatte, es war eine große felsige Masse von 12 Kilometer Länge und 300 Fuß Höhe. 20 Jahre später wurde diese Insel ein zweites Mal von Kapitän Keates besucht und genau

beschrieben. In unserem Jahrhundert hat das Expeditionsschiff „Discovery" die Stelle, auf der die Insel lag, mehrfach gekreuzt, ohne auch nur die geringste Spur von Land zu finden. Bei Lotungen ergab sich die gewaltige Tiefe von 2000 Faden, so daß also die Insel von dem Ozean sehr gründlich verschluckt worden ist. Eine andere Insel des stillen Ozeans, die auf geheimnisvolle Weise verschwand, ist Metis; sie war 1880 eine große Felsmasse von mindestens 150 Fuß Höhe, aber 20 Jahre später war nicht das Geringste von ihr auf der Oberfläche des Meeres zu entdecken. Die Falken-Insel in der Nähe der Tonga-Gruppe wurde zuerst 1885 gesichtet, aber kaum hatten die Kartenzeichner die Insel aufgenommen, da war sie plötzlich wieder verschwunden, und nur noch einige Klippen ragten aus den Wellen empor. Im Jahre 1898 stieg sie dann wieder unter heißen Dämpfen aus dem Wasser heraus und ist seit diesem Jahre wieder verschwunden. Eine ziemlich große Insel im südlichen Teil des Golfs von Mexiko war Bermeja, deren Vorhandensein durch viele Jahre von den Seefahrern bestätigt wurde. Im Jahre 1901 aber konnte ein Kreuzer, der zu karteographischen Zwecken nach der Insel suchte, nicht die geringste Spur mehr von ihr entdecken. In den Karten, die etwa 30 Jahre zurückliegen, findet man im Süden von Australien eine Gruppe von fünf Inseln, die den Namen Royal Company-Inseln trugen. Im Jahre 1900 aber fand man bei einer neuen karteographischen Aufnahme nichts mehr von diesen Inseln, und sie wurden deshalb von den Karten entfernt.

So wechselt das, was unser Auge sieht, und wird endlich ganz vergehen, wenn Gottes Stunde gekommen sein wird, und wird einer neuen Welt Platz machen, die nicht mehr der Vergänglichkeit unterworfen sein wird. Für die Zeit des Wartens stützen wir uns auf das Wort Gottes durch des Propheten Mund geredet: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen; aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer." (Jes. 54, 10.)

Wochenrundschau.

In Deutschland erfolgten in den beiden Jahren 1920 bis 1921 463 neue Klostergründungen. Die Gesamtzahl der Ordenspersonen stieg von 72,536 im Jahre 19 9 auf 83,890 im Jahre 19-3 Rom hatte also eine Zunahme von 11,3 4 Ordensleuten in vier Jahren. 1921 zählte man 6524 Ordensniederlassungen, 1924 dagegen 8600. Da kann man wirklich von einer „Ordensüberschwemmung" reden!

Krieg und Christentum werden immer mehr als zwei große Gegensätze erkannt, die heute viele Menschen beschäftigen und vor sehr ernste Fragen stellen, die zu lösen nicht ganz leicht sind. Ein Aufruf dänischer Pfarrer, der auch von den beiden früheren Kirchenministern Dahl und Poulsen unterzeichnet wurde, fordert die allgemeine Abrüstung und erklärt, es wäre eine Ehre für Dänemark, wenn es als erstes Land die volle Abrüstung durchführen würde.

In Afghanistan explodierte bei der Einnahme und Zerstörung Dschellahabads ein Magazin, wobei 800 Personen ums Leben gekommen sind.

Aus Nanking wird gemeldet, daß kommunistische Banden in Stärke von 18,000 Mann mit russischen Gewehren bewaffnet und unter dem Kommando russischer Offiziere die Grenze von Kwantung überschritten haben. Die Banditen sollen eine Stadt geplündert und dabei mehr als 140 Menschen erschossen haben. Die Nanking-Regierung hat Militär entsandt, um die Banden zu vernichten.

Überschwemmungen. In Mazedonien und Thrazien stehen rund 50,000 Hektar Land unter Wasser. Der Schaden soll bis jetzt 20 Millionen Mark betragen Auch aus Brasilien kommt eine ähnliche Nachricht. Dortselbst soll nach einer Meldung aus Sao Paulo der Tiste, ein Nebenfluß des Parana, der durch die Hauptkaffeegebiete Brasiliens fließt, über die Ufer getreten sein und weite Gebiete überschwemmt haben. Nahezu 25,000 Personen sind hierdurch obdachlos geworden. Der Schaden ist für die Plantagebesitzer beträchtlich.

Um Südpol hat nach einem Sonderbericht der „Times" Commandor Byrd während seines Fluges mit zwei Flugzeugen große Strecken

Neuland entdeckt. Er beansprucht diese Entdeckungen für die Vereinigten Staaten und nennt diesen Landteil „Mary Byrdland." Oestlich und südlich von Mary Byrdland stellte er ebenfalls zwei große Bergzüge fest, die Höhen von 3—10.000 Fuß aufweisen sollen. Diese Berge nennt Byrd „Rockefeller-Rangs." Das entdeckte Mary Byrd-Land liegt zwischen der Roß-See und Graham-Land.

In Lodz fuhr am kältesten Tage im Februar vom Platz Wolnosci durch die Petrikauer Straße eine Droschke mit zwei Passagieren welche nach der Zielona Straße wollten. Der Droschkenkutscher lenkte indessen an der Ecke der Petrikauer und Zielona-Straße nicht nach rechts, weshalb die Passagiere ihn durch einen Schlag in den Rücken darauf aufmerksam machen wollten, aber vergeblich. Als auch ein noch stärkerer Schlag nichts half, sprangen die Passagiere ab und mußten nun feststellen, daß der Kutscher wankte und jeden Augenblick herabzufallen drohte. Es zeigte sich, daß der Droschkenkutscher erfroren war, weshalb man die Rettungsbereitschaft herbeirief, die ihn in ein Spital brachte, wo es nur mit Mühe gelang, ihn ins Leben zurückzurufen.

Nachtrag

betreffend die Vereinigungskonferenz. Die Gemeinden werden hiermit ergebenst ersucht, etwaige Anträge, Wünsche und Unterstützungsgesuche sobald als möglich an meine Adresse einsenden zu wollen, damit solche ins Konferenzprogramm aufgenommen und den Gemeinden zur Kenntnisnahme rechtzeitig zugeschickt werden können.

Mit herzlichem Missionsgruß

F. Brauer, Łódź, Lipowa 93.

Berichtigung.

Im Hausfreund Nr. 7 soll es auf Seite 82 erste Spalte, Zeile 12 von unten nicht heißen „beim Einreißen seines Hauses", sondern „beim Bauen seines Hauses."

Quittungen

Für die Predigerschule eingegangen:

Krobanosz: E. Sonntag 25 **Dubeczno:** J. Neumann 5 **Klotten:** J. Samaltz 100. **Lodz I:** K. Meißner 5. **Omaha:** D. Simmler 43.70. **Rigat:** J. Kühn 50. **Lodz I:** A. Wenske 7, P. Zimmer 5, L. Renner 10, E. Hanna 20, R. Lenz 30, L. Klebrattel 10, E. Marke 5, A. Jersak 15 **Bakowy:** Th. Semenow 5. **Zelow:** K. Tuczek 10. **Justinow:** A. Redlich 5. **Dubeczno:** R. Neumann 8. **Edmonton:** G. Neumann 83,50.

Mit herzlichem Dank

F. Brauer, Lodz, Lipowa 93.

Am 15. Januar d. J. ging in Wiczepole unsre liebe Mutter

Julianna Dratt, geb. Jonat

im Alter von 78 Jahren zur Ruhe des Volkes Gottes ein, um den Herrn zu schauen, dem sie seit 60 Jahren treu gedient hat. Den lieben Geschwistern wie auch den lieben Sängern aus Radawczyk sagen auch an dieser Stelle im Namen der Hinterbliebenen herzlichen Dank

Familie Kublik.

Zur gefälligen Beachtung

diene allen lieben Lesern, daß alle Bestellungen, Nachbestellungen, Umbestellungen und Abbestellungen des Hausfreund nur vierteljährlich gemacht werden können, da das Porto für die Zusendung immer für ein Vierteljahr bei der Post vorausbezahlt werden muß und manche andere Umstände dies erfordern. Bitte daher immer genau angeben zu wollen, auf welches Vierteljahr sich die Bestellungen usw. beziehen. Den Neubestellern kann auf Wunsch noch mit den Nummern des ersten Vierteljahres gedient werden. Die Schriftleitung.

Geschwister,

die nach Canada auswandern möchten, können sich zwecks Auskunft wenden an

Rev. William Kuhn,

Box 6, Forest Park, Illinois, U. S. America.

Redaktor i Wydawca: A. Knoff, Łódź, Smocza 9a Druk: „Pomorskie Zaklady Graficzne" Swiecie n. W.